

JENNIFER HAYMORE

HOUSE OF
TRENT

*Der
Spion*



Inhalt

Cover

Weitere Titel der Autorin

Über dieses Buch

Über die Reihe

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

Epilog

Weitere Titel der Autorin

Die House-of-Trent-Trilogie:

Band 1: House of Trent – Der Herzog

Band 2: House of Trent – Der Schurke

Über dieses Buch

Der fesselnde letzte Band der HOUSE-OF-TRENT-Trilogie von USA-TODAY-Bestseller-Autorin Jennifer Haymore

Ein ohrenbetäubender Schuss. Ihr Ehemann bricht zusammen. Ein Fremder zieht sie aus ihrem Versteck – alles geschieht so schnell, dass Élise kaum versteht, was passiert. Dabei wollte sie nur herausfinden, ob ihr brutaler Ehemann ein Verräter ist. Stattdessen muss sie seine Ermordung durch einen britischen Spion mitansehen. Ein Spion, der ihr versichert, dass er sie nicht verletzen wird – doch der sie gefangen nimmt, weil er sie ebenfalls für eine Verräterin hält. Élise weiß nicht, was sie tun soll. Nur eines ist ihr klar: Sam Hawkins, der Spion mit den sanften Händen und dem brennenden Blick, ist gefährlich. Für ihre Tugend. Und für ihr Herz ...

Geheimnisse, Skandale und Verrat – der englische Adel von seiner dunkelsten Seite!

eBooks von beHEARTBEAT – Herzklopfen garantiert.

Über die Reihe

Drei Bücher, drei Brüder, drei Helden - die HOUSE-OF-TRENT-Trilogie

Die Herzogin von Trent verschwindet unter mysteriösen Umständen. Ist sie mit einem Liebhaber geflüchtet? Wurde sie entführt? Oder gar ermordet? Ihre Familie versucht verzweifelt, sie zu finden, allen voran ihre drei ältesten Söhne:

- Simon, der amtierende Herzog - verantwortlich, loyal und ehrenhaft. Ein Mann, der wahrhaft treu liebt.

- Lukas, der rebellische Zweitgeborene - wild, ungezähmt und von dunklen Erinnerungen verfolgt. Ein Mann, den nichts von der Frau fernhalten kann, für die er entbrannt ist.

- Sam, der Spion und illegitime älteste Bruder - stark, ruhig und geheimnisvoll. Ein Mann, der die Seinen mit allen Mitteln schützt.

Ihre Suche wird sie mit drei Frauen zusammenführen, die ihr Leben für immer verändern - und Geheimnisse enthüllen, die das Haus Trent in seinen Grundfesten erschüttern ...

Eine mitreißende Liebesroman-Trilogie um eine Familie und die dunklen Geheimnisse, die sie verbirgt.

Über die Autorin

Jennifer Haymore hat als Kind mit ihrer Familie die Südsee in einem selbstgebauten Segelboot bereist. Diese Monate auf See haben den Grundstein für ihre Abenteuerlust und Erzählfreude gelegt. Als Autorin von ebenso aufregenden wie sinnlichen Liebesromanen lebt sie beides aus. Mit ihrem Mann und ihren drei Kindern hat sie sich inzwischen in Kalifornien niedergelassen.

Mehr Informationen über die Autorin finden Sie auf Ihrer Homepage: www.jenniferhaymore.com

Jennifer Haymore

HOUSE
OF TRENT

DER SPION

Aus dem amerikanischen Englisch
von Angela Koonen



beHEARTBEAT

Digitale Neuauflage

»be« – Das eBook-Imprint der Bastei Lübbe AG

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2014 by Jennifer Haymore

Titel der amerikanischen Originalausgabe: »The Scoundrel's Seduction«

Originalverlag: Forever, an imprint of Grand Central Publishing,
a division of Hachette Book Group, Inc.

Published in agreement with the author,
c/o BAROR INTERNATIONAL, Inc.,
Armonk, New York, U.S.A.

Für diese Ausgabe:

Copyright © 2017/2020 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Anita Hirtreiter, München

Covergestaltung: Guter Punkt, München | www.guter-punkt.de unter

Verwendung von Motiven von © hotdamnstock ; © Getty Images: Matt_Gibson |
kitipol | kucele

eBook-Erstellung: Jilzov [Digital Publishing](http://DigitalPublishing.de), Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-9810-6

www.luebbe.de

www.lesejury.de

Für Lawrence, meine bessere Hälfte.
Es waren ein paar harte Jahre, aber du warst stets
an meiner Seite und hast mir die Hand gehalten.
Das bedeutet mir unsagbar viel.

1

Samson Hawkins prüfte die Zündpfanne seiner Pistole, dann senkte er sie auf den Schoß und blickte Laurent an, den Jungen, der neben ihm in der Kutsche saß. Dieser schaute mit gerunzelter Stirn geradeaus, in seinen Augen lag ein Ausdruck, den Sam nicht so recht benennen konnte. Laurent war erst fünfzehn und noch neu im Einsatz.

Sam kniff die Lippen zusammen und sah weg. Den Impuls, ihm etwas Tröstliches zuzuraunen, schob er beiseite. Laurent hatte sich dieses Leben ausgesucht. Das war keins für die Schwachen, sondern für die Harten, Mitleidlosen. Sam vergaß das nie, und Laurent sollte das auch nicht vergessen, wenn er in dem Beruf alt werden wollte.

Sam schaute durchs Kutschenfenster an der Fassade des noblen Stadthauses in Mayfair hinauf. Im zweiten Stock blieb sein Blick an einem Fenster hängen, wo goldener Lampenschein durch die indigoblauen Seidenvorhänge drang und davon abgesehen nichts Verdächtiges zu bemerken war.

Viscount Dunthorpe befand sich jetzt in jenem Raum. Vielleicht las er und trank etwas. Vielleicht ging er einer seiner ruchlosen Beschäftigungen nach, die allesamt heimtückischem Verrat dienten. Auf jeden Fall aber wartete er auf Sam – oder vielmehr auf den, für den sich Sam ausgegeben hatte.

Er wartete auf seinen Tod, was er jedoch noch nicht wusste.

Sam holte tief Luft und schloss die Hand um den Griff der Pistole.

»Gib acht auf mein Signal«, sagte er leise zu Laurent.
»Gleich nach dem ersten Schuss. Dreißig Sekunden danach bin ich wieder unten. Sobald ich im Haus bin, beobachtest du die Straße und siehst zu, dass alles frei ist.« Er steckte die Pistole in eine Innentasche des Mantels.

»Wird gemacht.«

Ruhig erwiderte er den Blick des Jungen. »Alles in allem sollte es höchstens fünf Minuten dauern. Wenn ich nach einer Viertelstunde noch nicht zurück bin, wisst ihr beide, was ihr zu tun habt.«

»Verstanden.«

Sam langte zum Türgriff, aber Laurent fasste ihn am Ärmel. »Hawk?«

Sam drehte den Kopf zu ihm, die Brauen erwartungsvoll hochgezogen.

»Viel Glück.«

Sam nickte ihm kurz zu.

»Wir müssen das tun. Wir müssen den Regenten schützen.« Laurent musste sich offenbar gut zureden, dass sie das Richtige taten.

»Ja, Junge«, sagte Sam leise. So war es, sie taten das Richtige. Dunthorpe musste eliminiert werden. Der Mann hatte schon zu viele Tote auf dem Gewissen und war für so viel Leid verantwortlich, und wenn er am Leben bliebe, würde er noch viel, viel mehr anrichten.

Sam stieg aus der Kutsche. Gemessenen Schrittes und ohne Hast ging er zum Hauseingang. Es war spät, die Straßen nicht so belebt wie zur Mittagszeit, aber das war London, eine Stadt, die nie vollkommen schlief. Gründlich schätzte er die Passanten ab: eine Frau mit zwei kleinen Kindern, die sich der Kälte wegen aneinanderdrängten, ein Mann, der die Straße entlangeilte, ein Lumpensammler auf seinem Wagen, eine geschlossene Kutsche und eine Hand voll Reiter. Keiner von denen schenkte ihm die geringste Beachtung.

Er stieg die vier Stufen zur Haustür hinauf und betätigte den Klopfer, als wäre er zu einem Anstandsbesuch gekommen.

Ein Diener öffnete. Der Butler, wie Sam wusste. Richards hieß er.

»Ja?«

»Denis Martin«, sagte Sam mit einem ausgeprägten französischen Akzent. Er hatte die Sprache als Kind gelernt und viele Jahre auf dem Kontinent verbracht, weshalb er sie fließend und fehlerfrei wie ein gebürtiger Franzose sprach. »Seine Lordschaft erwartet mich.«

»Natürlich, Sir.« Richards verzog keine Miene, nur sein Blick ließ kurz eine Regung erkennen. Die Franzosen waren derzeit in England nicht sonderlich beliebt, und dieser Mann billigte es offenbar nicht, wenn sein Herr von einem Froschfresser, wie die Engländer sagten, Besuch erhielt.

Der Butler trat beiseite, um Sam hereinzulassen. Sam hatte sich den Hut tief ins Gesicht gezogen und hielt sich halb abgewandt.

»Darf ich Ihnen Hut und Mantel abnehmen, Sir?«

»*Non*. Das ist nicht nötig. Ich habe nur eine Nachricht zu überbringen.« Mit einer Drehung des Handgelenks deutete er ins Innere des Hauses und sodann zur Tür. »Ich werde im Nu wieder draußen sein.«

»Wie Sie wünschen. Hier entlang.«

Sam folgte dem Butler die Treppe hinauf, dann einen Korridor entlang, der mit zwei vergoldeten Wandlampen spärlich beleuchtet war. An der eleganten Tür an dessen Ende blieben sie stehen, und Richards klopfte an, bevor er auf das barsche »Ja?«, das von drinnen kam, die Tür öffnete.

Sam wartete mit gesenktem Blick im Halbdunkel zwischen den Wandleuchtern.

»Monsieur Martin ist da, Sir.«

Ein paar Augenblicke lang erfolgte keine Anweisung, lange genug, dass Sam im Nacken ein warnendes Kribbeln verspürte.

»Er soll hereinkommen.«

Richards öffnete die Tür weiter, um den Besucher vorzulassen. Sam betrat einen üppig eingerichteten Salon.

Sowie er dort stand, hob er den Kopf und nahm mit einem raschen Blick die Umgebung in sich auf. Er war schon einmal in dem Raum gewesen, um ihn auszuspähen. Nichts hatte sich verändert. Die zahlreichen Möbel grenzten ans Pompöse, viel Schnitzwerk, Blattgold, Seide und Samtpolster. Das große Fenster mit dem indigoblauen Vorhang befand sich an der gegenüberliegenden Wand. Er stellte sich Laurent vor, der unterhalb des Fensters nervös auf ihn wartete.

Der Junge würde nicht lange zu warten brauchen. In ein paar Minuten würde Sam wieder in der Kutsche sitzen und mit ihm in den dunklen Straßen verschwinden.

Jetzt aber richtete er den Blick auf sein Ziel. Viscount Dunthorpe stand von einem Schreibtisch auf und kam auf ihn zu, ein Mann von Ende vierzig mit vollem grauem Haar und dunklen stechenden Augen, denen nichts entging. Er war bekannt für seinen beißenden Zynismus und seinen kühlen Verstand und galt als der brillianteste Redner im Parlament.

Er war außerdem ein Verräter.

»Lord Dunthorpe«, Sam behielt den französischen Akzent bei und streckte die Hand aus, »es ist mir eine Ehre, Sie endlich kennenzulernen.«

Mit unbewegter Miene nahm der Viscount seine Hand, drückte sie kurz und sachlich und wandte sich dem Butler zu. »Das ist dann alles, Richards. Sie dürfen sich für heute zurückziehen.«

Nachdem der Butler gegangen war, fasste Dunthorpe seinen Besucher ins Auge, mit kaltem, berechnendem Blick. Sam dagegen setzte ein völlig nichtssagendes

Gesicht auf. Er musste Dunthorpe zwei Minuten hinhalten. So lange würde Richards brauchen, um in sein Dachzimmer hinaufzusteigen.

»Haben Sie den Ablaufplan dabei?«, fragte Dunthorpe.

»*Oui*, wie vereinbart«, antwortete Sam schroff.

Dunthorpe streckte die Hand aus. »Geben Sie her«, befahl er im Ton eines Mannes, der fraglosen Gehorsam gewohnt war.

Sam blickte bedeutungsvoll auf das Teegeschirr, das auf einem runden Tisch in der Ecke stand. »Wollen Sie mir nicht eine Tasse Tee anbieten, Mylord?«

Der Viscount verschränkte die Arme und zog die Brauen hoch. »Ich hatte nichts dergleichen vor.«

Sam rieb sich die kalten Hände. Er trug aus gutem Grund keine Handschuhe. »Es ist sehr kalt draußen. Einen Cognac vielleicht?«

Dunthorpe kniff die Augen zusammen. »Französischen Cognac? Wofür halten Sie mich? Für einen Schmuggler?«

Nein, dieser Mann beging schwerere Verbrechen. Sam schüttelte den Kopf. »*Mais non*«, erwiderte er ernst.

»Natürlich nicht, Mylord.«

Dunthorpe blickte höhnisch. »Sie haben nicht einmal den Hut abgenommen. Sie sehen mir nicht aus wie ein Mann, der sich zu einer Tasse Tee oder einem Schluck Cognac niederlassen will, sondern vielmehr wie jemand, der seine Pflicht erledigt und dann lieber davoneilt, bevor ich noch auf die Idee komme, er wüsste zu viel.«

Sieh an. Schon die erste Drohung. Sam sollte nun wohl Angst bekommen, aber von solchen Bemerkungen ließ er sich nicht einschüchtern. Dafür hatte er schon zu oft mit Leuten wie Dunthorpe zu tun gehabt.

Inzwischen hatte Richards genug Zeit gehabt. Er sollte jetzt in seinem Zimmer sein, sich zu Bett begeben, die Nachtmütze aufsetzen.

»*Alors*, wenn das so ist, gebe ich Ihnen jetzt den Plan, Monsieur.« Sam griff in seinen Mantel. Seine Finger

streiften den kalten Pistolenlauf, schlossen sich jedoch um die zusammengefalteten Papiere. Er zog sie heraus und streckte sie Dunthorpe hin.

Dieser riss sie ihm förmlich aus der Hand und faltete sie gierig auseinander. Sam hätte angewidert die Mundwinkel heruntergezogen, wenn er sich eine Regung gestattet hätte. Der Bastard zeigte entschieden zu viel Enthusiasmus, wenn er etwas vernichten konnte, was den Briten lieb und teuer war.

In Wirklichkeit enthielten die Papiere eine Fülle falscher Behauptungen, bei denen Sam mit den Zähnen knirschte. Die Leiter der Organisation hatten entschieden, es sei »allzu schockierend« für das Volk, die Wahrheit über ihren Nationalhelden zu erfahren, der achtzehn Jahre lang als Offizier der Marine gedient hatte. In Wirklichkeit hatte Dunthorpe nur sich selbst gedient. Er dachte lediglich an seinen eigenen Vorteil. Schon als Jüngling hatte er geheime Informationen an Frankreich verkauft und war nun der Drahtzieher dieser Verschwörung, die seinen eigenen politischen und finanziellen Zwecken diene.

Das Volk zu täuschen ging Sam gewaltig gegen den Strich, seine Vorgesetzten jedoch wollten Dunthorpe, diesen Verräter, zum Schluss als Helden hervorgehen lassen. Die mitgebrachten Schriftstücke würden im Nachhinein den Anschein erwecken, der Viscount sei gestorben, weil er seinen Regenten schützen wollte, nicht weil er einen profitablen Plan zu dessen Ermordung verfolgte.

Sam stand es nicht zu, die Entscheidungen seiner Vorgesetzten infrage zu stellen. Das hatte er noch nie getan und würde es wahrscheinlich auch nie tun. Er war hier, um Befehle auszuführen, und nicht, um nach eigenem Gutdünken zu handeln. Das war sein Leben, er setzte es ein für das übergeordnete Wohl ... auch wenn er dabei Zugeständnisse machen musste.

»Was ist das?«

Dunthorpe überflog die Seiten, seine Bewegungen wurden immer hektischer, seine Augen größer – da standen all die schmutzigen Details der Verschwörung, aber mit einem kleinen Dreh, der Dunthorpe von der Liste der Schuldigen entfernte und ihn stattdessen zum Helden machte.

»Sie Bastard. Das ist nicht der Ablaufplan.« Er schleuderte die Blätter von sich. Sie segelten zu Boden, während Dunthorpe ihn finster drohend ansah. »Wer sind Sie?«, knurrte er.

Sam zog die Brauen hoch. Sein Herz schlug so ruhig wie immer. Er hätte ebenso gut an seinem Schreibtisch sitzen und die *Times* lesen können.

Was sagte das über ihn aus? Vor allem, dass er nicht mehr in der Lage war, wie ein Mensch zu fühlen.

Er zuckte die Achseln und antwortete leise in akzentfreiem Englisch: »Ein besorgter Bürger, der Gott, dem König und unserem Vaterland dient, Mylord. Wir können Ihnen nicht erlauben, Ihr Zerstörungswerk fortzusetzen.«

Er griff in die Manteltasche und zog diesmal die Pistole hervor, die er zugleich spannte. Doch Dunthorpe war flinker, als seine alternde Erscheinung vermuten ließ. Er lehnte sich rückwärts über seinen Schreibtisch, riss die Schublade auf und zog eine Pistole heraus, als Sam auf ihn anlegte.

Sam war im Vorteil, denn er zielte bereits. Sein Herz schlug nicht schneller. Er war die Ruhe selbst. Er drückte ab, als Dunthorpes Lauf noch nach unten gerichtet war.

Der Schuss hallte in Sams Kopf und war laut genug, um die Nachbarschaft zu alarmieren. Dunthorpe brach zusammen und sackte vom Schreibtisch zu Boden.

Jetzt erst schlug Sams Herz heftiger, denn für ihn war Eile geboten. Er musste verschwinden, bevor der Butler angelaufen käme. Sam wollte dem Mann nichts antun, denn

bisher deutete nichts darauf hin, dass er in Dunthorpes Machenschaften eingeweiht war.

Sam blickte auf Dunthorpes Leiche. Ein sauberer Schuss ins Herz. Rasch bückte er sich und tastete am Hals nach einem Puls. Der Viscount war tot.

Sofort lief Sam zum Fenster und schüttelte den Vorhang, um Laurent zu signalisieren, dass er jetzt das Haus verliesse, dann eilte er zur Tür.

Ein Geräusch ließ ihn innehalten, ein leises, weiblich klingendes Wimmern, das er nicht gehört hätte, wäre er nicht im Zustand höchster Aufmerksamkeit gewesen.

Er horchte, woher das Wimmern kam, und wandte sich dem runden Tisch in der Zimmerecke zu, auf dem er zuvor das Teegeschirr bemerkt hatte. Die Tischdecke reichte bis auf den Teppich.

Mit zwei großen Schritten war er dort und riss die Tischdecke hoch, wodurch die Teekanne umkippte und sich der Inhalt über den Tisch ergoss. Der Tee roch gut – stark und frisch. Er wünschte, Dunthorpe hätte ihm welchen angeboten.

Unter dem Tisch kauerte eine Frau.

Eine kleine, zarte, blonde Dame im weißen Kleid, die sich zusammenkrümmte, sich klein machte, so als könnte er sie dadurch vielleicht übersehen.

Verdammt. Ausgerechnet. Sam biss die Zähne zusammen.

Entsetzt schaute sie zu ihm hoch. »Bitte«, wisperte sie, »bitte nicht schießen.«

Als er ihren französischen Akzent hörte, begriff er, wer sie war. Natürlich. Überrascht von ihrer Anwesenheit und weil er sie in einer ganz und gar ungewöhnlichen Lage – unter einem Tisch versteckt – antraf, hatte er sie nicht gleich erkannt. Vor einem Monat hatte er sie einmal gesehen, während er Dunthorpe beschattete. Da war sie am Arm des Viscounts in die Oper gegangen.

Vor ihm kauerte Lady Dunthorpe, die schöne, elegante, kultivierte französische Gattin des Verräters. Sie war während der Revolution aus Frankreich emigriert, nachdem ihre ganze Familie der Guillotine zum Opfer gefallen war. Um sie vor demselben Schicksal zu bewahren, schickte man sie rechtzeitig zu Verwandten nach England, die dort bereits Zuflucht gefunden hatten, und vor zehn oder elf Jahren hatte sie Dunthorpe geheiratet. Dieser konnte zu jener Zeit auch seine französischen Verbindungen stärken.

Weil sie natürlich mit ihm unter einer Decke steckte. Es konnte nicht anders sein.

Sie hätte heute nicht hier sein sollen. Sie war in ihrem Haus in Brighton gewesen und hätte erst in einer Woche nach London zurückkehren sollen. Dieses Haus hatte seit Tagen unter Beobachtung gestanden, und keiner der Männer hatte berichtet, er habe sie hineingehen oder herauskommen sehen.

Verfluchter Mist.

»Stehen Sie auf«, befahl er schroff.

Ihr Blick schnellte zu Dunthorpe. Um das Loch in seinem grauen Rock hatte sich ein Blutfleck ausgebreitet. Sie holte zitternd Luft, doch sie blieb unter dem Tisch.

Sam erwog seine Möglichkeiten. Sie mit Dunthorpes Pistole zu erschießen war sein erster Gedanke. Aller Wahrscheinlichkeit nach war sie genauso schuldig wie ihr Mann.

Allerdings hatte er sich bei dem, was er für den König und sein Vaterland tun würde, eine Grenze gesetzt: Er würde stehlen, lügen, foltern und töten, aber keinen unschuldigen Bürger kaltblütig umbringen, nicht einmal, um seine eigene Haut zu retten. Er würde nichts tun, was einen seiner Verwandten gefährdete. Und er war nicht bereit, eine Frau zu ermorden.

Diese Grenze war alles, was ihm geblieben war – der dünne Faden, an dem seine Menschlichkeit noch hing, und

daran hielt er unter allen Umständen fest.

Sie zu töten schied also aus.

Er könnte sie lassen, wo sie war.

Doch sie wusste bereits zu viel. Aus seinem kurzen Wortwechsel mit Dunthorpe hatte sie genug erfahren, um alles auffliegen zu lassen.

Damit blieb nur noch eins, und das war fast so schlecht wie die anderen zwei Möglichkeiten. Er musste sie mitnehmen.

»Stehen Sie auf«, wiederholte er. Sein Ton war selbst für seine Ohren schroff.

»Ich ... will nicht ... bitte, ich ...«, hauchte sie und bemühte sich ernsthaft, seinem Befehl zu gehorchen, aber vergeblich, denn ihre zitternden Beine trugen sie nicht.

Er steckte die Pistole in seine Manteltasche und ging vor ihr auf ein Knie nieder. Dabei war ihm vollkommen bewusst, dass seine Zeit bereits um war. Sie mussten das Haus verlassen. Sofort.

»Ich werde Ihnen nichts tun«, sagte er und flehte im Stillen, das Versprechen halten zu können. »Aber Sie müssen mitkommen.«

Sie gab einen Laut der Verzweiflung von sich. Seufzend schob Sam die Arme unter sie und stand auf. Sie war ein zierliches Ding, federleicht, doch sie machte sich steif.

»Ich werde Ihnen nichts tun«, versprach er erneut. Sie glaubte ihm nicht, und das konnte er ihr kaum vorwerfen. Wie auch? Sie hatte gerade miterlebt, wie er kaltblütig ihren Mann erschoss.

Die zitternde Lady Dunthorpe fest an sich gedrückt, wandte er sich der Tür zu, dem einzigen Fluchtweg aus diesem Raum, und erstarrte.

Auf dem Holzboden des Korridors erklangen eilige Schritte, und dann flog die Tür auf.

Verdammt. Er hatte zu lange gezögert.

Mit seinen enormen Händen hielt dieser Mann sie fest und unnachgiebig an sich gedrückt. Élise war noch nie von einem Mann getragen worden, und unter anderen Umständen hätte sie es nicht als unangenehm empfunden.

Dieser Mann war gefährlich. Ein Mörder. Er hatte Dunthorpe erschossen.

Dunthorpe. Ihren Mann. Sie hatte keinen Ehemann mehr. Dunthorpe war tot. Sie war ... sie war ... jetzt Witwe.

Die Arme vor der Brust angewinkelt, krümmte sie sich zusammen. Als könnte sie, wenn sie sich möglichst klein machte, aus diesem schrecklichen Szenario verschwinden. Ihr Atem ging stoßweise, und sie wimmerte leise.

Der Mann blieb abrupt stehen und drückte sie noch fester an sich. Er roch nach frischem Gras und nach Schießpulver.

Die Tür sprang auf. Richards stand halb bekleidet auf der Schwelle und zielte mit einer Pistole auf den Eindringling.

»Was ...? Lady ... Lady Dunthorpe?«, stammelte Richards.

Der Mann, der sie festhielt, rührte sich nicht. »Die Dame ist verletzt«, sagte er ruhig. »Ich muss sie in Sicherheit bringen.«

Élise holte Luft, um zu widersprechen, doch der Mann drückte sie fester – eine klare Warnung, bei der sie erstarrte.

Sie musste etwas unternehmen, um sich von dem Kerl zu befreien. Aber ihr fiel nichts ein, was sie tun könnte. Wenn sie etwas sagte oder sich von ihm losmachte, würde er ihr wehtun, sie vielleicht sogar umbringen. Schließlich hatte er schon Dunthorpe getötet.

Nein, es war nicht möglich, sich zu befreien.

Jedenfalls nicht im Moment. Sie war nicht so viele Jahre durch die Hölle gegangen und hatte die Ehe mit Dunthorpe tapfer ertragen, weil sie etwa ein einfältig lächelndes Dummchen wäre. Sie würde auf eine passende Gelegenheit

warten und sie beim Schopf packen. In der Zwischenzeit würde sie den Schrecken aushalten müssen, der sie ungehemmt durchströmte.

Richards sah sich hastig im Zimmer um und entdeckte den am Boden liegenden Dunthorpe. Élise folgte seinem Blick nicht. Sie wollte den Toten nicht noch einmal anschauen. In ihrem Leben hatte sie schon mehr als genug Leichen gesehen.

Von ihrer Angst übermannt, kniff sie die Augen zu.

»Sie haben ihn umgebracht«, keuchte Richards. »Sie haben meinen Herrn getötet, Sie hinterhältiges Miststück!«

Élise erschrak noch mehr, sofern das überhaupt möglich war. Richards glaubte tatsächlich, sie hätte ihren Mann getötet. Sie und dieser Fremde seien Komplizen ... *Mon Dieu, non!* Sie fing am ganzen Leib an zu zittern.

»*Mais non*«, widersprach der Fremde höflich. Das war verwirrend. Zuerst redete er mit französischem Akzent, dann akzentfreies Englisch, jetzt Französisch. »Die Dame hat es nicht getan. Es war ein Scharfschütze. Der Schuss kam durchs Fenster.« Und im Ton äußerster Dringlichkeit: »Wir müssen raus. Er könnte noch einmal schießen.«

»Ich sehe keine Glasscherben«, erwiderte Richards misstrauisch.

»*Alors*, begreifen Sie denn nicht, dass wir in Gefahr schweben? Wir müssen den Salon sofort verlassen.« Der Fremde ließ sie mit einer Hand los, weshalb sie die Augen aufriss. Er stieß den Butler zur Seite, trotz dessen Pistole. Élise spannte sich am ganzen Körper an in Erwartung des Schusses, doch Richards taumelte rückwärts aus der Tür, ohne abzudrücken. »So. Für Ihren Herrn kommt jede Hilfe zu spät, aber Ihre Herrin braucht einen Arzt. Holen Sie einen. *Immédiatement!*«

»Ich ... a-aber ...«, stammelte Richards.

»Gehen Sie, Mann!«, rief der Fremde nunmehr verärgert. »Holen Sie den Arzt. Und geben Sie mir die Waffe. Wenn ich den Schützen sehe, werde ich ihn

unschädlich machen.« Er wand dem Butler die Pistole aus der Hand.

»*Allez!*«, brüllte er.

Richards taumelte vor ihnen den Korridor entlang. Der Fremde hielt Élise fest, während er die Treppe hinunterstieg. Unten angelangt blieb er stehen und sah zu, wie Richards die Haustür aufriss und hinter sich zuwarf.

»Verfluchter Mist«, zischte der Fremde, nun wieder in unverfälschtem Englisch.

Den Blick auf die Haustür gerichtet, stand er da und hielt Élise auf den Armen. Sekunden verstrichen.

Élise riskierte einen Blick. Er war eine dunkle, stattliche Erscheinung mit einem schönen, markanten Gesicht, kräftigem Kinn und durchdringenden dunklen Augen, mit denen er sie nun ansah.

»Ich lasse Sie jetzt herunter«, sagte er leise. »Können Sie laufen?«

»*Oui ...*« Sie blinzelte, überrascht, weil sie unwillkürlich Französisch sprach. Es war lange her, seit sie einmal vergessen hatte, Englisch zu sprechen. »Ja.«

Langsam und vorsichtig stellte er sie auf die Füße. Sie zitterte noch immer. Seine Finger schlossen sich um ihren Unterarm, damit sie nicht wegrennen konnte, aber auch die Pistole, die er in der anderen Hand hielt, hinderte sie an der Flucht. »Bleiben Sie dicht bei mir. Und kein Wort.«

»Ja«, hauchte sie.

Wie verlangt schwieg sie, während er mit ihr das Haus verließ. Abgesehen von ihrer Angst gingen ihr tausend Fragen durch den Kopf.

Warum hatte er Dunthorpe getötet? Warum hatte er sie verschont? Wollte er sie entführen? Um Lösegeld zu fordern? Aber wenn ja, wie hatte er wissen können, dass sie heute im Haus war? Niemand wusste von ihrer Fahrt nach London ...

Draußen am Bordstein wartete eine schwarze Kutsche ohne Wappen. Ihr Entführer blickte zum Kutscher, der sich

die Kappe tief in die Stirn zog und den Kopf wegdrehte, bevor Élise seine Gesichtszüge ausmachen konnte. Sie konnte nur erkennen, dass er schon älter war, denn seine Haare waren grau meliert.

Ihr Entführer öffnete den Schlag, hob sie bei der Taille hoch und warf sie in die Kutsche, als wäre sie ein Stück Fleisch, das er beim Metzger erworben hatte.

Taumelnd griff sie nach einem Halt, fiel aber auf einen Kerl, der im dunklen Innern auf der Bank saß.

»Menschenskind!« Der Mann packte sie bei den Schultern und stieß sie von sich. *Dieu*, noch so ein Schurke! Vielleicht war es dumm gewesen, keinen Fluchtversuch zu machen, als sie es nur mit einem großen, Furcht erregenden Mann zu tun gehabt hatte. Der zweite war allerdings kleiner und schwächer, das musste sie zugeben.

»Wer ist das, Hawk?«, fragte dieser nun.

»Lady Dunthorpe«, antwortete der Große vollkommen ausdruckslos. Er stieg hinter ihr ein und drückte sie dem Komplizen gegenüber auf die in Fahrtrichtung blickende Bank. Dann setzte er sich neben sie, eine bedrohliche Muskelmasse.

Die Kutsche fuhr los. Der Komplize ihr gegenüber musterte sie fasziniert, den Kopf leicht zur Seite geneigt. Von seinen Gesichtszügen konnte sie ab und zu für einen Moment etwas erkennen, je nachdem, wie das Licht durch den schmalen Vorhangspalt am Fenster des Kutschenschlags fiel. Er war jedenfalls recht jung – fast noch ein Knabe – und hatte ein längliches hübsches Gesicht. Er sah ziemlich ... französisch aus.

Sie holte bebend Luft und schloss die Augen.

Dunthorpe ist tot. Dunthorpe ist tot.

Wäre sie eine gute Ehefrau, würde sie jetzt weinen. Aufschreien, wehklagen, tief bekümmert dasitzen, um ihren Gatten trauern. Oder diesen Schurken an die Gurgel gehen, die ihn auf dem Gewissen hatten. Doch sie wusste besser

als jeder andere, dass Dunthorpe ihre Tränen nicht verdiente. Überhaupt niemandes Tränen genauer gesagt, obwohl man seinen Tod in England zweifellos als nationale Tragödie betrachtete.

Die Engländer konnten ungeheuer dumm sein.

Es war aufschlussreich: Obwohl sie in der Hand gefährlicher Männer war, empfand sie ihre Situation nicht als so Furcht erregend, wie wenn sie mit Dunthorpe allein gewesen war.

Der Große, Hawk hatte ihn der Junge genannt, hatte versprochen, ihr nichts zu tun. Sie drehte den Kopf zu ihm. Männer versprachen alles, damit eine Frau den Widerstand aufgab, das wusste sie. Sie durfte nicht darauf vertrauen, dass er Wort hielt.

Er begegnete ihrem Blick. Seine Miene verriet keinerlei Regung. Der kühle Ausdruck sandte ihr Schauer der Beklemmung über den Rücken.

»Lady Dunthorpe«, sagte der Junge nachdenklich und ließ seine Überraschung erkennen, »sie hätte gar nicht zu Hause sein sollen.«

»Nein, hätte sie nicht«, bestätigte Hawk düster.

Der Junge holte tief Luft. »Nun ja, was haben Sie mit ihr vor?«

Élise schaute zwischen den beiden hin und her, die über sie redeten, als wäre sie nicht dabei. Jetzt sprach niemand mit französischem Akzent. Vermutlich hatte dieser Hawk diesen nur vorgetäuscht. Aber warum?

Und dann ging ihr ein Licht auf. Das hatte er getan, weil der Eindruck entstehen sollte, Dunthorpes Mörder sei ein Franzose.

Jetzt begriff sie vollkommen. Den Angehörigen eines feindlichen Volkes konnte man viel einfacher als Mörder eines allseits geschätzten Engländers beschuldigen als einen Landsmann.

Hawk schüttelte den Kopf, und sie bemerkte eine leichte Anspannung seiner Lippen. Dieser Mann gab seine Gefühle

und Gedanken nicht preis. Wenn sie wissen wollte, was in ihm vorging, würde sie sorgfältig auf kleinste Hinweise achten müssen. Sofern er sie nicht vorher umbrachte, würde sie Gelegenheit haben, seine Beweggründe zu erkennen.

Nun, da ihr Verstand wieder richtig arbeitete, fiel ihr auf, dass sie bereits ein paar Dinge über ihn wusste, und diese zählte sie sich im Geiste auf, während die Kutsche durch eine stille Londoner Straße fuhr. Er war außerordentlich groß und sehr stark. Er war eiskalt und ließ sich nicht das Geringste anmerken. Seine Maske völliger Gleichmut zeigte jedoch feine Risse. Er verstand sich aufs Töten. Er war kein Franzose. Er wusste etwas über Dunthorpes ruchlose Taten, und das jüngste Komplott, was immer es zum Ziel gehabt hatte, war für ihn der Grund gewesen, Dunthorpe zu töten.

Und er hielt sie vermutlich für eine Komplizin ihres Mannes.

Sie schlang die Arme um sich. Sie fror. Es war ein kalter Frühlingsabend, und sie hatte keinen Mantel an.

Trotz allem erfasste sie eine seltsame Ruhe. Sie war bereit, ihr Schicksal anzunehmen, wie immer es aussah. Dunthorpe war tot, und ganz gleich, was nun geschah, es sollte ihr recht sein. Hauptsache, er war nicht mehr am Leben.

Etwas Schweres legte sich auf ihre Schultern, und sie schaute überrascht den großen Mann an. Er legte ihr seinen Mantel um und zog ihn vorne zu, sodass sie warm eingepackt war wie in eine Decke.

Welch fürsorglicher Entführer!

»Sie im Auge behalten«, brummte Hawk seinem Freund zu, nachdem er mit dem Ergebnis zufrieden war, und drehte sich weg – eine späte und unverbindliche Antwort auf dessen Frage, was er mit ihr vorhabe.

»Ah.« Der Junge nickte, und dann schaute er aus dem Fenster. »Wir sind fast da.«

»Ist uns jemand gefolgt?«

»Ich glaube nicht.«

»Hast du den Butler gesehen?«

»Oh ja. Er stürmte aus der Tür und rannte, als wollte ihm der Höllenhund in den Arsch zwicken.« Er warf Élise einen reumütigen Blick zu. »Bitte um Verzeihung, Mylady.«

Sie sah ihn bloß wortlos an, worauf er sich seinem Freund zuwandte und die Brauen hochzog. »Mir scheint, sie ist deinetwegen vor Schreck versteinert, Hawk.«

Dieser musterte sie kurz und zuckte die Achseln. »Das macht es einfacher.«

Trotzig straffte sie die Schultern und verschränkte die Arme vor der Brust. Als ob sie sich damit gegen diese zwei Schurken schützen könnte. »Wer sind Sie?«, wisperte sie. Ihre Stimme klang, als hätte sie eine Woche lang geschwiegen.

»Niemand«, antwortete Hawk ruhig. »Geister. Schemen in der Nacht. Sie haben uns nie gesehen.«

Sie runzelte die Stirn ob dieser absurden Erklärung und setzte gerade zu einer passenden Antwort an, als die Kutsche abrupt anhielt.

»Und da sind wir schon!«, sagte der Junge gut gelaunt. »Willkommen in unserem trauten Heim.«

2

Den Arm fest um Lady Dunthorpes Taille gelegt, betrat Sam ihren geheimen Unterschlupf. Laurent und Carter kümmerten sich um die Pferde und die Kutsche und vergewisserten sich, dass keine heimlichen Beobachter in dunklen Ecken herumlungerten.

Das Haus befand sich zwischen Covent Garden und Piccadilly, in einem sehr belebten Viertel Londons. Sam hatte vor Langem gelernt, dass man sich mitunter am besten unsichtbar macht, indem man vor aller Augen ein scheinbar normales Leben führt.

Er schloss die Tür des Hauses auf und trat ein. Drinnen war es dunkel, doch er war schon oft mitten in der Nacht ohne Licht durch die Gänge gelaufen. Er führte Lady Dunthorpe eine kurze Treppe hinab und lenkte sorgfältig ihre Schritte, damit sie nicht stolperte. Er öffnete die erste Tür rechts und schob sie hinein.

Ins Verlies.

Zumindest nannten Laurent und Carter diesen speziellen Raum so. In Wirklichkeit war es ein recht gut eingerichtetes Schlafzimmer. Für Gefangene vorgesehen, ja, aber Sams Vorgesetzte hielten sich für äußerst zivilisiert und handelten danach, sofern sie nicht gerade einen kaltblütigen Anschlag auf gewisse Personen arrangierten. Sie benutzten keine Ketten und dunkle feuchtkalte Keller oder Kerkerlöcher, wo Ratten hausten und wo man knöcheltief im Schmutz watete. Nein, sie hielten ihre Gefangenen wie hoch geschätzte Gäste. Viele solcher »Gäste« wussten gar nicht, dass sie Gefangene waren.

Dieser Gast weiß es genau, dachte Sam grimmig, als die Tür hinter ihnen im Schloss einrastete und die Dame bei

dem Geräusch starr wurde.

Er sagte nichts, um sie zu beruhigen. Was denn auch? Wenn man sie beruhigen musste, dann war er ganz bestimmt nicht der Richtige dafür. Sie würde in ihm nur den Mann sehen, der ihren Gatten getötet hatte.

Stattdessen sagte er: »Einen Moment bitte«, und ließ sie los, um vor dem Kamin in die Hocke zu gehen und Feuer zu machen, was er nach kürzester Zeit bewerkstelligt hatte. Ohne sie anzusehen, zündete er die Lampe an, die auf dem kleinen quadratischen Nussbaumtisch neben dem vergitterten halbhohen Fenster stand, durch das man, wenn die Vorhänge zurückgeschoben waren, auf die Füße der Passanten blickte. Eisenstäbe vor einem Fenster im Erdgeschoss waren in London gang und gäbe und erregten keinerlei Verdacht. Im Gegensatz zu den meisten anderen dienten diese jedoch dazu, Personen am Verlassen des Hauses, nicht am Eindringen zu hindern.

Schließlich schaute er sie an. Sie stand mitten im Zimmer, kerzengerade und angespannt, und sah ihn mit klaren blauen Augen an. Blonde Ringellocken, die sich aus ihrer Frisur gelöst hatten, hingen ihr ins Gesicht und gaben ihr etwas Wildes, Entrücktes.

Sie war bildschön.

Eine bildschöne französische Verräterin.

Und dabei wirkte sie ungeheuer zerbrechlich. Aber war sie es auch? Vielleicht nicht. Vielleicht hatte dieses zarte Kätzchen böartige Krallen.

Gegen seinen Willen fand er sie restlos faszinierend.

»Was werden Sie mir antun?«, fragte sie scharf.

»Antun? Nichts.«

Sie blickte ihn an, und ganz offensichtlich glaubte sie ihm nicht. Kluge Frau.

»Sie sollten zu Bett gehen. Morgen früh werden wir uns unterhalten.« Er musste eine Nachricht an Adams schicken. Die Angelegenheit würde sich noch als

kompliziert erweisen, da hatte er keine Zweifel. Und er wollte so schnell wie irgend möglich davon befreit sein. Er hatte seinen Auftrag erledigt. Sollte ein anderer sich um Lady Dunthorpe kümmern.

Ihr Blick huschte zu dem großen Bett, das mit Kissen und einer seidenen, mit Silber und Gold bestickten Tagesdecke ausgestattet war.

»Zu Bett gehen«, wiederholte sie ausdruckslos. Als könnte sie den Sinn der Worte nicht so recht erfassen.

»Ja.« Er ging zum Schrank, in dem sie Kleidungsstücke verschiedener Art und Größe aufbewahrten, und nach kurzer Suche fand er ein Nachthemd für sie. Es war ihr gewiss viel zu groß, aber ein anderes gab es nicht. Als er es hervorholte und über die Rückenlehne des chintzbezogenen Lehnstuhls legte, blieb sein Blick an ihrem Kleid hängen. Es entsprach der neusten Mode und erforderte beim An- und Ausziehen die Hilfe einer Zofe.

Sam hätte beinahe gestöhnt, beherrschte sich aber und trat dann scheinbar gleichmütig auf sie zu.

Sie riss die Augen auf und wich erschrocken zurück.
»Sie ... haben Dunthorpe umgebracht.«

Die Situation war ihm wahrhaft unangenehm. Er konnte von Glück reden, da er bei seinen Taten im Lauf der Jahre wenige Zeugen gehabt hatte. »Ja, das habe ich getan.«

Sie nickte, als müsste sie es sich noch einmal selbst bestätigen. »Ich ...« Sie stockte und schien sich eines Besseren zu besinnen. Dann senkte sie den Blick. »Werden Sie auch mich töten?«

Verfluchter Mist. »Nein«, behauptete er fest. »Ich sagte doch, ich werde Ihnen nichts tun.«

»Was ist das Wort eines Mörders wert?«

Nicht viel, das musste er zugeben. »Leider kann ich Ihnen nicht mehr geben.«

Sie blickte auf und sah ihm in die Augen. »Werden Sie sich stattdessen an mir vergehen?«

»Wie bitte? Um Himmels willen, nein!«